

Morgenröthe.

Russischer Roman aus der Gegenwart—Von E. Georgy.

(8. Fortsetzung.)

„Sie haben schon als Kinder zusammen gespielt. Der Vater von Awodja Wassiljewna war Ingenieur in unserer Fabrik.“

Der Beamte machte eine Bleistiftnotiz. „Sage mir, liebes Kind, Du siehst klug aus, und Du hast sicher Deine Ohren und Augen immer richtig benützt! Daher wirst Du wissen, warum die reiche Tarasowa von ihren Eltern fortgezogen ist und jetzt hier lebt!“

Marja Sergejewna's Jose ertöte vor freudigem Eifer und rieb ihre Hände. „O, das weiß ich natürlich! Man ist doch nicht taub und blind!“

„So, das weißt Du, na, nimm Dir einmal einen Stuhl, setz Dich, und erzähle uns die Sache recht nett. Wir haben Zeit. Deine Herrin ist im Theater und bleibt lange fort.“

Während das Mädchen sich nach einem Stuhl umsah und ihn herbeischleppte, öffnete sich die Thür. Ein Herr in Zivil trat in das Zimmer, wechselte Gruß und Blick mit dem Beamten und stellte sich an den Ofen, in dem der Sturm die dünnen Holzterzerter und prasselte machte.

„So, begann Marjuschka redselig, das war eine Geschichte! Wir alle waren aufgeregt, solchen Lärm und soviel Segen gab es im Hause. Marja Sergejewna wies alle Freier ab. Noch zuletzt einen richtigen Fürsten. Sie liebte einen wunderschönen Arzt, einen Deutschen, mit dem sie stets Deutsch sprach, so daß ich leider nie verstand, was sie miteinander sprachen. Zuerst kam er täglich, und meine Herrin lachte und sang den ganzen Tag. Sie war eine ganz andere geworden.“

Dann blieb der Herr Baron von Raybell lange fort. Marja Sergejewna wurde bleich und still. Wo! Cines Tages kam er wieder, und da mußten sich die beiden gesankt haben. Er ging plötzlich fort und ließ sich nicht mehr erblicken. Aber Andrei Sergejewitsch, der Bruder meiner Herrin, kam gegen Abend! Und da gab es ein Geschrei — wie in der Hölle! Der Alte schrie, und die Alte weinte, und der Sohn tobte. Und meine Herrin schlug ihren Bruder mitten ins Gesicht und sagte ihrer Mutter fürchterliche Sachen. — Ein paar Tage später reisten wir, das heißt die Frau von Jagow und der deutsche Besuch, das Fräulein Fuchling, und wir hier nach Petersburg und richteten die Wohnung ein. Als alles fertig war, fuhren die deutschen Damen ins Ausland, und Awodja Wassiljewna kam zu uns. Marjuschka athmete tief auf und sah sich triumphierend um.

„Siehst Du, kleine Taube, Du bist so klug als Du aussehest!“ lobte der Beamte. „Warum Deine Herrin den Doktor Raybell fortgeschickt hat, das weißt Du sicher auch?“ Aber das Mädchen schüttelte betreten und ärgerlich verneinend das Haupt.

„Nein, na, das macht nichts, aber —“

„Berzählung“ unterbrach jetzt der Herr von Ofen her das Gespräch und trat neben den Stuhl des Priesters. Er legte seine Rechte leicht auf dessen Schulter und fragte kurz: „Hat Marja Sergejewna im Ausland viel mit Russen verkehrt?“

Marjuschka, etwas verlegen und eingeschüchtern durch dies neue Verhör des Fremden, dachte nach. „Ja, sagte sie endlich, wir trafen in den Hotels immer viele Russen.“

„Das waren alles reiche Leute, die um ihrer Gesundheit und ihres Vermögens willen im Ausland umherzogen, nicht wahr? Auch reiche Moskowiter, die sie kannte, Adlige, nicht wahr?“

„Ja, entgegnete die Jose befriedigt, natürlich, wir trafen Bekannte und furchtbar reiche. Ich weiß es von ihren Dienern, die sie mitgenommen hatten!“

„So! Aber arme Studenten, solche bleiche, schlecht gekleidete Menschen, besonders Juden kamen doch auch zu Euch? Denn nur nach, entsinne Dich, Kind!“ drängte er.

Das Mädchen machte sichtliche Anstrengungen und grübelte. „Ja, ja, meinte es endlich sicher, in Paris und Genf, auch in Berlin waren einmal solche fremden Leute bei uns. Ich weiß, Marja Sergejewna gab ihnen Geld. Sie mußten wohl gebettelt haben.“

Beide Männer, der Zivilist und der Uniformierte, tauschten erneut Blicke aus. „Deine Herrin ging auch mit ihnen aus und besuchte ihre Versammlungen, nicht wahr?“

Die Jose fluchte. „Das weiß ich nicht, murmelte sie unsicher.“

„Denn nur nach, Du wirst Dich schon erinnern, hübsches Kind!“

Unruhig wendete sie den Kopf und bewegte die Finger. „Boje moj! (Mein Gott!) Wie soll ich wissen, wo sie war? Sie ging so viel in Gesellschaften und Vorträge, in Theater und Konzerte.“

„Das wollen wir ja gerade wissen, Du Dumme! Geh Deine Herrin auch in Paris oder in Genf wie in

russische Vorträge, ging sie allein?“ forschte er drängend.

„Es kann sein,“ sagte jetzt Marjuschka grübelnd. „Ja, ja,“ stieß sie plötzlich froh hervor. „Ich weiß sogar, in Paris und in Genf wollten sie zuweilen russische Herren und Damen ab, dann blieben sie stundenlang fort, und Marja Sergejewna kam allein zurück. — Natürlich, einer der Herren, die öfter kamen, hat uns ja in Moskau noch besucht.“

Ein leiser Pfiff entglitt den Lippen des Priesters. „Aha,“ rief er, „der Herr besuchte die alten Tarasows?“

„Nein, er kam mit einer jungen Dame über die schwarze Treppe (Hintertreppe) und war nur in unserer Zimmern bei meinen Damen.“

„Wie er heißt, weißt Du wohl nicht, Kind?“

„Nein, ich brachte beide nachher bis zum Ausgang, und da sagte die Dame: „Grifschka“, und er nannte sie „Anuta.“

Wieder machte der Beamte Notizen. „Hier in Peter (Petersburg) waren sie doch auch schon bei Euch, Du?“

„O nein, sie sind doch in Moskau,“ das Mädchen lachte. „Hier kommen lauter fremde, neue Bekannte. Ich servire immer mit beim Essen, daher weiß ich es doch!“

„Bah, zu Euch kommen doch fast nur Studenten und Kuristen (Studentinnen)? Der Schweizer und die Dnozniki lachen schon über Euch!“

Marjuschka hob bei den spöttischen Worten gekränkt den hübschen Kopf. „Bitte, das ist nicht wahr!“ rief sie, so sie war. „Awodja Wassiljewna ist doch eine Kuristin, und da kommen natürlich Studenten zu uns. Aber bei Marja Sergejewna verkehren Schriftsteller und Ärzte und Ingenieure und sehr viele Leute, die mit ihrem Vater in Geschäftsverbindung stehen.“

„Deine Herrin geht auch oft aus dem Hause zu Gesellschaften, nicht wahr?“

„Natürlich, wir sind immer viel eingeladen, sogar zu Fürsten und Gesellschaften vom Hofe. Seitdem wir die beiden Schneiderinnen sitzen haben und für die Zarin Soldatenmäntel und Binden nähen, waren schon Hofdamen in kaiserlichen Wagen bei uns. Und Herren und Damen vom „Roten Kreuz.“

„Marja Sergejewna thut viel für unsere Soldaten. Sie schickt Weine und Schokolade und Kräftigungsmittel in großen Packeten nach der Mandschurei,“ sagte der Zivilist, rieb sich die Hände und lachte.

„Ob da viel antommt?“ gegenfragte der andere, auch lachend. „Unsere lieben Kollegen trinken auch gern Kräftiges!“

„Die Tarasowa ist eine Kupstschicha (Kaufmannsrau), die ist wie ihr Vater,“ flüsterte der andere vor sich. „Sie schickt alles an die deutschen Feldlazarette oder durch die Semstwo, da mag es eher antommen. Und der alte Tarasow hat einen Spektakel mit dem Großfürsten Sergius gehabt, der seine fürstlichen Geschenke —“

„Ah, Vorsicht! Der Moskauer Kollege hat es mir auch erzählt. Tarasow sollte sogar ausgewiesen werden; aber er wollte die Fabriken schließen und Russland verlassen. Da mußte man ihn halten um der Steuer willen und um seine Arbeiter nicht brotlos zu machen,“ gab der Priester raunend zurück. Er knöpfte die Uniform auf, weil es ihm zu heiß wurde, und schalt: „Welcher Durand (Trottel) heizt wieder so verrückt! Man erstickt hier ja!“ Dann sprang er auf und kam auf Marjuschka zu. Seine Linke hob ihr Gesicht beim Kinn empor, während seine Rechte ihre Wangen lösend streichelte. „Hör einmal zu, Du kleine Kabe,“ sagte er jovial, „für heute gehst Du nach Hause. Du bist klug, niedlich und hast uns genügt. Daher werden wir Dich wieder rufen lassen. Kannst Du eigentlich lesen und schreiben?“

„Aber Barin, ich war vier Jahre in der Popen Schule. Unsere Köchin und das Stubenmädchen können beide nicht schreiben und lesen; aber ich lese Romane und Zeitungen.“

„Siehst Du, das freut mich, denn das habe ich in Dir vermuthet. Du bist guter Eltern Kind,“ lobte er, „darum wirst Du jetzt vorfristig, daß niemand es merkt, alle Namen der Herren und Damen aufschreiben, die zu Euch ins Haus kommen. Und dann wirst Du Dir merken, was sie so miteinander sprechen. Du kannst ja an den Thüren hören. Doch das thust Du schon ohne meinen Rath!“

„Ah,“ sagte die Jose, „wenn sie nur nicht immer Deutsch und Französisch sprechen wollten. Da verheißt ich nur einige Worte, besonders wenn sie so leise und so sehr schnell reden. Ich kann ja nur die paar Brocken, die ich in den Hotels im Auslande lernte, weil ich sie brauchte.“

„Bringe uns nur die Namen, das genügt vorläufig! Und nun lauf!“ Er gab ihr einen kleinen Schlag auf die Wange.

Das Mädchen kniffte lächelnd und ging, sich löset in den Hüften wiegend, bis zur Thür. Dort wandte es sich um, kniffte noch einmal und verschwand.

Die beiden Zurückbleibenden sahen sich an und entzündeten neue Papros.

„Wozu das alles? Sie thut viel für die Krieger und verkehrt in den höchsten Kreisen!“ meinte der Priester achselzuckend. „Immer neue Schereisen, und um solch schönes Weib!“

Der Polizeimeister befehl den Rapport. Sie muß doch verdächtig sein, sonst würde man sie nicht so überwachen. Ihre Korrespondenz wird auf Befehl auch durchgesehen. Weiß der Teufel, wenn ich so reich und schön wäre wie die Tarasowa, ich kümmerte mich um meine Liebesgeschichten und ließe die verfluchte Politik — Politik sein.“

„Wer weiß, was Ihr da wieder meint, wozu Ihr sie absolut hereinziehen wollt!“ brummte der Uniformierte. „Ihr vom Geheimdienst riecht ja förmlich Verbrechen.“

„Reben Sie nichts, wovon Sie nichts verstehen!“ sagte der Zivilist gereizt. „Es steht so ziemlich fest, daß die Tarasowa die „Organisation“ mit ihren Geldmitteln unterstützt. Die Kolloffa, die bei ihr wohnt, ist eine bekannte Revolutionärin. Neulich hat sie auf der großen Ohta bei einer Studentensammlung Brandreden gehalten. Unser Spigel hat uns ihre Rede stenographirt. Auch verbreitet sie anarchistische Blätter. Bei der nächsten Gelegenheit werden wir uns die Kröte langens und mal ein bißchen nach der Festung speidern, wo man solche Täubchen zahm bekommt!“ Er fogte das so fast, daß dem gutmüthigen Priester ein Schauer über den Rücken lief.

2. Marja Sergejewna sah mit einer ihr bekannten Dame im Parkett des Marienbaters.

Die ersten Akte waren glanzvoll verlaufen, und nach brauendem Beifallsjubel verließ ein großer Theil des Publikums das Haus, um die Pause im Foyer zu verbringen. Auch Marja erhob sich und schritt neben ihrer Begleiterin, einer Dame der französischen Gesellschaft, hinaus. Beide Damen waren am Abend zuvor auf einem großen Fest gewesen, dessen Bazar- und Konzertvertrag für die Kämpfenden aus dem Kriegsschauplatz bestimmt war. Fast die gesamte Hofgesellschaft hatte sich stundenlang gezeigt, um den Glanz des Abends zu erhöhen. Nach dem Verschwinden der allerhöchsten und höchsten Herrschaften hatte der Ball begonnen und bis tief in den Morgen hinein gedauert.

„Sollte man es für möglich halten, daß Russland in einen schweren Krieg verwickelt ist und bis jetzt nur die gravämlichen Verluste erlitten hat?“ fragte die Französin in ihrer Sprache und schaute sich durch ihre Vornette kopfschüttelnd um. „Mein Gott, der von Paris über Berlin hierher retournirte, erzählt, daß man sich in beiden Orten weit mehr über Japans Siege erregt als hier!“

„Das liegt nun einmal in russischer Charakter,“ entgegnete Marja bitter. „Wir lösen erst, wenn es in unserem Hause lichterloh brennt. Ein Krieg, der Tausende von Werst von uns entfernt tobt, stört uns nicht aus unserer bequemeren Ruhe auf!“

„Um so mehr, als alle guten Regimenter zurückgehalten sind, mache. Wer sorgte sich bei diesem entsetzlich großen Lande und seinen weit über hundertthausend Millionen Einwohner um fremde Hunderttausende, die hingschickelt werden und doch dazu aus Gouvernementsflammen, die man kaum vom Hörensagen kennt? Ach begreife das!“

„Nein, Madame la Marquise, ich nicht!“ entgegnete Marja leidenschaftlich. „Sind wir denn nicht alle Kinder eines Landes, eines Glaubens? Sind ihre schmachtvollen Krieger nicht Fiede auf unserer aller Ehre? — Glauben Sie bitte nicht, daß allen der Krieg und seine Folgen so gleichgültig sind wie der Moskauer oder Petersburger Gesellschaft!“

„Sie sind die erste und einzige, bei der ich einen Gemüthsston vernehme!“ sagte die Marquise erlaunt und blickte Marja neugierig an. „Sie sind also doch außer sich über die verlorenen Schlachten? Sie hoffen auf Sieg?“ Da das Mädchen nicht gleich antwortete, wiederholte sie ihre Frage noch einmal und dringender.

Das Antlitz der Gefragten überzog sich plötzlich mit flammendem Roth, das aber schnell verlöschte. „Bitte, forschten Sie nicht weiter!“ sagte sie leise.

Jedoch die lebhafteste Französin legte ihre Hand in Marjas Arm und drängte sich schmeichelnd näher an sie heran. „Non, non, non, cherie,“ drängte sie, „das dürfen Sie nicht verlangen. Wir Franzosen sind als Ihre treuesten Bundesgenossen mit engagirt und hoffen so brennend wie Sie auf einen Sieg, einen endgültigen Sieg Ihrer Waffen!“

„Und damit auf eine Stärkung der Autokratie, der elendlichen Beamtenkorruption, der weiteren Unterdrückung aller Menschenrechte?“ brach Marja bitter aus. Und als die kleine Französin sie verständnislos anstarrte, fuhr sie erregt fort: „Gibt es denn einen größeren Hohn in der Weltgeschichte als dieses, als unser sogenanntes Bündniß? Der gallische

hahn der französischen Republik, der dem Doppeladler des Selbstherrschers die Marfeilaise vorträgt und dafür die Zarenhymne anhört? — Zu lächerlich!“

„Wie wie meinen Sie das?“ fragte die andere besürzt.

„Sie Franzosen empfinden unsere Schmach als die Ihre und beten für uns! Wir wahren russischen Patrioten aber trümmen uns verarmt unter dem Gedanken dieser Vernichtung unseres Prestige und — und beten um den endgültigen Sieg dieser japanischen Teufel!“

„Wie? Was? Aber — pfui! Das ist ja bodenlos, das ist ja Landesverrath!“ ächzte die Marquise empört und ließ Marjas Arm fahren.

Diese lächelte bitter und traurig. „Sie sprechen von Landesverrath, weil Sie die Tragödie dieses russischen Dualismus nie ermaßen können! O Madame la Marquise, wann soll Russland die Unmöglichkeit jeglichen Kulturfortschrittes, eine gänzliche Unfähigkeit, die Krebsknoten seiner Autokratie einzusehen lernen, wenn nicht jetzt? Ist nicht jeder neue Tag in diesem Kriege ein neuer Beweis dafür, daß es von Grund aus anders werden muß? Und es wird nun anders, wenn wir ihn verlieren! — Das neue bessere Russland kann nur auf den Trümmern des alten verrotteten aufgebaut werden!“

„Ich möchte wissen, wo es Ihnen hier fehlt? Man lebt so behaglich hier!“

„Der Reiche — freilich! Wer mit Geld die Beamten kaufen kann und sich mit behaglichem Familienleben und rauchenden Festen begnügt, der lebt herrlich bei uns! Jedoch — haben Sie von den Millionen an Geld, von den notwendigen Kleidungsstücken, Arzneien, Lebensmitteln nicht gehört, welche auf dem Wege nach der Mandschurei plötzlich verschwinden, während die Truppen Noth leiden? — Haben Sie nicht bemerkt, daß die arme Beamtenstadt Petersburg plötzlich reich wird, daß kleine Polizei- und Bahnbeamte ihre Weiber mit echtem Schmutz behängen? Ahnen Sie nicht, gar nicht, woher deren Geld gestohlen war, woher es stammt?“

„Voilà, c'est ce que mon mari dit, das ist es ja, was mein Gatte so verurtheilt!“ sprudelte die Marquise heraus. „Ein paar Schufte stehlen ein paar hundert Rubel, ein paar Pfaffen Wein, und sofort wird verallgemeinert! Sofort sollen alle stehen, soll alles verschwinden!“

„Mein Vater war in der vorigen Woche beim Minister befohlen und wird, wie er hofft, in der nächsten Woche beim Zaren in Jaroslaw-Selo Audienz haben. Sie können ihn bei mir sprechen. Er wird Ihnen nähere Auskunft geben über all diese Fragen. Aber das sage ich Ihnen, verehrteste Marquise, so zornig und erregt habe ich meinen gutmüthigen Vater noch nie gesehen, als bei seinen Erzählungen über diese Verabunnen unserer armen, tapferen Soldaten, die für frivole Landannexionen hoher Herren auf fremdem Boden kämpfend sterben und noch den Stempel unfähiger feiger Besiegter mit in ihre Massengräber hineinnehmen!“ Marja hatte die Umgebung in ihrer heiligen Empörung vollständig vergessen und so laut gesprochen, daß sich eine ganze Gruppe neugierig horchend um sie sammelte. Die Köpfniden oder Adelsjuden wurden ihre Worte von den Fremden begleitet.

„Schweigen Sie, Vorsicht, ich werde Sie!“ warnte die Französin sie besorgt und fuhr, plötzlich einen anderen Ton anschlagend, in ihrem mangelhaften Russisch fort: „Eine prachtvolle Aufführung, wir haben sehr gute Sänger hier! — Ah, cherie, Sie werden gerührt.“

Etwas verwirrt blickte Marja Tarasowa auf, sich im Moment schwer in die Situation zurückfindend. „Ach? — Wo?“

„Soviel ich ihn erkenne, ist es der schöne Offizier, der Adjutant des Großfürsten Nikolai, Baron Raybell, der dort mit einem Herrn und einer Dame steht und uns begrüßt. Voila, schon wieder!“

Marja fühlte das schwere, lähmende Gefühl, das sie stets überkam, wenn der Zufall sie mit Friedrich von Raybell zusammenführte, den sie kurze Zeit nach ihrem Eintreffen in Petersburg kennen gelernt hatte. Außerlich blieb er dem Bruder sehr, nur war sein Auftreten weltmännischer, harmloser, der Ausdruck seines Gesichtes unbedeutender. — Das Zusammentreffen mit Boris' Bruder hatte Marja das erstemal sehr übermenschlich erregt. Nur mit eiserner Energie hatte sie den in ihr tobenden Aufbruch niederzwingen können. An seiner kühlen Zurückhaltung, seinen sie heimlich scharf beobachtenden Blicken merkte sie, daß er über ihre Stellung zu seinem Bruder unterrichtet war oder sie zum mindesten ahnte. Und das erhöhte ihre Qual.

Heute standen ein Herr in Zivil und eine stattliche, schöne Blondine neben ihm. Als sie den Kopf zum Gegengruß neigte, kam die ganze Gruppe auf sie zu, und Marja erkannte überirrt Graf Wade, den sie seit jenem schrecklichen Tage im Palais Tarasow nicht wiedergesehen hatte. An dem wilden Klopfen ihres Herzens fühlte sie von neuem die Bedeutung jenes Tages für ihr Dasein. — Doch schon stand Wade vor ihr und streckte die Hand aus.



Gatte (im Konzert): Was singen die denn da? Gattin: Das ist ein Mendelssohn-Quartett! Sprich nicht so laut, die Leute werden sonst aufmerksam. Gatte: Schön; aber sag mir nur das eine: welcher ist denn Mendelssohn?

„Marja Sergejewna,“ sagte er ernst, „ich freue mich über den guten Zufall, der mich schon am ersten Tage hier mit Ihnen zusammenführt. Ich grüße Sie!“

„Darauf hatte ich nicht gerechnet, lieber Graf,“ meinte sie bekommen. Raybell begrüßte sie mit einer Vereinerung; die ihm bekannte Marquise mit freundschaftlichem Händedruck. Beide plauderten sofort, daher fuhr das blasse Mädchen aufatmend fort: „Seien Sie mir in Petersburg willkommen. Was führte Sie, den eingeleiteten Moskowiter, hierher?“

„Nicht mehr und nicht weniger als meine Hochzeitsreise,“ entgegnete er. „Vor acht Tagen feierten wir in Raybellhof unsere Hochzeit und blieben dann noch in Riga. Komm, lieber Schatz, ich möchte Dich mit Marja Sergejewna Tarasow bekannt machen. Hier haben Sie meine junge, theure Gattin.“

Zwei Hände streckten sich zögernd aus. Zwei Augenpaare, ein blaues und ein braunes, sahen sich mit prüfendem Blick. Die schöne Blondine und die dunkelhaarige Schönheit waren von gleicher Größe, nur daß die erstere auftrieb und glänzlich ins Leben schaute. Die andere grambeirrte.

„Seine Schwester,“ erwiderte Marja, das blühende Antlitz forschend betrachtend, voller Schmerz; aber laut sagte sie: „Nehmen Sie meine besten Wünsche für das Glück Ihres Bündnisses, Grafin! Lassen Sie sich alles Gute wünschen, Graf Wade!“

Eine leichte Unterhaltung wurde angebahnt, bis die Oper wieder einsetzte. Als das Zeichen ertönte, sagte die kleine Marquise: „Mein Gatte holt mich nachher ab. Wollen wir nicht alle im „Bären“ soupiren. Werden Sie sich uns nicht anschließen, Frau Grafin, Herr Graf?“

Das junge Ehepaar stimmte dem Plane bei. Nur Marja, der der Gedanke, noch einige Stunden in Gesellschaft von Boris von Raybells Gesellschaft verbringen zu müssen, schrecklich war, schüttelte den Kopf: „Ich werde lieber nach Hause fahren, Frau Marquise.“

„Das ist ganz ausgeschlossen, cherie, das würden wir nie erlauben! Sie bleiben bei uns, bis wir Sie selbst an Ihr Haus bringen. Die Zustände sind momentan derart, daß man eine Dame nicht allein fahren läßt!“

„Ich ängstige mich nicht!“

„Die Frau Marquise hat recht, Marja Sergejewna,“ wandte Wade ein. „Sie wissen doch, daß für heute eine große Arbeiterdemonstration angefragt war. Die unverschämte Bande will vom Zaren persönlich empfangen werden. Als wir vorher hierher fuhrten, war der Nekolij Prospekt schon voll von unheimlichem Gesindel.“

„Ist der Zare aus Jaroslaw-Selo eingetroffen, hat er die Leute empfangen?“ fragte Marja, rasch abgelenkt.

Raybell lachte verächtlich. „Man hat das Militär und die Polizei reaktivirt und wohl mit den Herren gehörend verhandelt. Mit solchem ungebildeten, aufgekehten Pöbel patirt unser allerdurchlauchtigster Kaiser nicht, meine Gnädigste. Ein paar Peitschenhiebe und ein paar Schüsse erreichen weit mehr.“

„Um Gottes willen!“ rief Marja, „das wäre ja ein unabsehbares Unglück! Die armer Leute kommen doch maffenlos, vertausendvoll, als Bittende zu ihrem Kaiser, wie Kinder zum Vater.“

„Und auch ein Vater muß renitente Kinder strafen, meine Gnädigste! In Ihrem weiblichen Herzen malt sich das alles sehr ideal, was im Grunde nichts weiter ist als der Beginn einer Revolution,“ sagte Raybell kalt.

„Diese Demonstration wird im Sande verlaufen wie alle anderen,“ beruhigte Graf Wade.

„Das heißt, die Zeitungen werden ihre Opfer todtschweigend. Man wird die Gefallenen bei Nacht einscharren und die Wädelstücker in Kafematten und Bergwerken verschwinden lassen!

Wir werden nichts hören von dem Jammer, der über unglückliche Familien hereingetrochen ist, sondern weiter tanzen,“ stieß Marja herb hervor, und ein Schauer glitt über sie hin. „Wenn doch der Zare oder wenigstens seine Minister die Deputation empfangen hätte!“

„Eine Deputation von vielen Tausenden, die eine mißverständene Bewegung, ein falscher Ton in wühende Bestien verwandelt kann? Danten wir dem Schöpfer, daß besonnen Leute für unsere Sicherheit besorgt sind als Sie, ma chere,“ warf die Marquise fröstelnd ein. „Sonst könnten wir eine Wiederholung der französischen Zustände bei der Revolution erleben. Sollen auch hier die Händler der Markthallen den Zaren von Jaroslaw ins Winterpalais holen? — Meine Herrschaften, auf Wiedersehen im „Bären“ nach der Oper.“

Man trennte sich. Die beiden Damen schritten auf ihre Plätze zurück. „Sie sind die unvorsichtigste Person, die ich je in meinem Leben kennen gelernt habe!“ schalt die Französin flüsternd. „Wollen Sie ins Gefängniß mit Ihren ungläublichen Reden, wollen Sie uns alle mitgeföhren? Man ist ja mit Ihnen seines Daseins nicht sicher!“

„Wir sitzen hier und hören Musik, und eine halbe Stunde von uns entfernt spielen sich vielleicht weltgeschichtliche Vorgänge ab. O, wenn man doch...“ sie vollendete den Satz nicht. „Wenn doch der Kaiser sie empfangen hätte! Das ist ja die letzte Hoffnung!“

Die Marquise schüttelte besorgt den Kopf und sah sich um. Auch ihr war unheimlich zumuthe geworden. Auch sie mußte, während das Orchester rauschend spielte, unablässig an die politischen Ereignisse denken. Unruhig beobachtete sie Marja. In tiefes Sinnen versunken sah diese da und starrte in ihren Schoß. Man sah, sie hatte ihre Umgebung vollkommen vergessen, hörte und sah nichts mehr.

Wie befreit erhoben sich beide, als die Oper endlich aus war. Im Vestibül erwartete sie der Marquis mit schönen, frischen Rosen und geleitete sie zur Equipage, nachdem sein Diener ihnen in die Mäntel und Galoschen geholfen hatte.

„Das war ein Tag!“ sagte er während der Fahrt. „Hoffentlich haben Sie die schreckliche Schizophrenie nicht geerbt! Es soll ja gräßlich gehen sein!“

„Gräßlich? Wieso, ist Blut geflossen?“ fragte Marja bebend.

„Wie man hört, sogar sehr viel! Die Arbeiterhorzen nahen sogar mit einem Popen an der Spitze. Zum Theil waren sie betrunken, was mein Sekretär selbst beobachtet hatte. Sie wollten zum Winterpalais pilgern, doch empfing sie der erste Korbon an der Polzeibrücke. Nachdem sie dem wiederholten Befehl, auseinanderzugehen, nicht gefolgt, wurde eben gefeuert.“

„Gefeuert? Auf unbewaffnete Menschen?“ Marja schrie es beinahe. „Ja, tüchtige Salven wurden gegeben. Vorhin, als ich die Kaiserliche Kathedrale passirte, trug man noch die Leichen und Verwundeten fort. Denn kaum donnerte die erste Kanone, so machten die Massen kehrt. Da wird es noch verschiedene Rippenbrüche und Quetschungen gegeben haben!“

„O mon dieu, ist denn jetzt alles ruhig, Hector?“

„Sei unbesorgt, alles ist in Ordnung. Polizei und Militär hat alle wichtigen Straßen besetzt. Nur gebrochene Fensterstücken und ein paar gespländerte Läden zeugen von den Bedenhaten des Proletariats — Bestien!“

(Fortsetzung folgt.)

Hinter manchen kommt man nicht leicht, weil er zwei Fronten hat.